

Kommerzienrath's Granate.

Humoreske von A. W. Hilbrandt.

Jedermann kannte Kommerzienrath's Granate. Das „Jedermann“, beschränkte sich natürlich auf die 5000 Einwohner von Windheim, einem Städtchen, das in einem kleinen Fürstenthum des großen Deutschlands liegt. Also Jedermann in Windheim kannte Kommerzienrath's Granate. Aber es war auch keine gewöhnliche Granate, wie man sie wohl öfter auf Schreibern als Briefbeschwerer oder als Aschenbecher erblickt, o nein, diese Granate hatte ihre Geschichte und deshalb war sie dem alten jovialen Kommerzienrath Braune sozusagen an's Herz gewachsen.

Fritz Braune's Vorfahr, war als Einjähriger beim 34. Regiment 1870 mit in's Feld gezogen und hatte die alte deutsche Stadt Straßburg dem Reiche zurückerobert; zu diesem Schlusse kam man wenigstens wenn man den alten Braune erzählen hörte. Nachdem die Geschütze der Belagerer ihre unheilbringende Todesboten reichlich über die unglückliche Festung ausgestreut hatten, und die wenig energischen Ausfälle der Belagerten stets zurückgewiesen waren; nachdem in den Tagen vom 23. bis zum 26. September Breche gelegt war in dem Hauptwall von Bastion 11 und 12, und am 27. September die deutschen Soldaten von den Laufgräben das Erscheinen der weißen Fahne auf dem Münster mit freudigem Hurra begrüßt hatten, nachdem ferner die Befragung mit dem tapferen General Ulrich an der Spitze an General Werber und dem Großherzog von Baden vorbei in Kriegsgefangenschaft gezogen war, standen die Thore von Straßburg den Deutschen offen.

Fritz Braune zog es im ersten freien Augenblicke nach dem alt-ehrwürdigen Münster, das unter dem Kugelhagel nicht verschont geblieben war. Der Dachstuhl war weggebrannt, ein Stück der Giebelwand war weggerissen, und mehrere Augen hatten ihn durchschert. Dort hatte Fritz eine Granate gefunden, sie von einem Artilleristen entladen lassen und nach Hause geschickt.

Nun stand sie in der besten Stube von Kommerzienrath's, gewöhnlich auf einer Konsole neben dem anderen Stück, auf das der Kommerzienrath stolz war, einer Uhr im Rokoko-Stil unter einer Glasglocke. Diese war ein Geschenk des damaligen Landesfürsten an den Großvater des Kommerzienrath's, und als sichtbares Zeichen der „allerhöchsten Huld Seiner hochseligen Durchlaucht“ an den seligen Großvater stand sie in hoher Achtung.

Aber wenn die Pendule höheren Respekt einflößte — größeres Interesse nahm doch die Granate in Anspruch. Es fand keine Gesellschaft bei Kommerzienrath's statt, ohne daß das mörderische Geschloß herumgereicht, bewundert und seine Geschichte erzählt worden wäre. Der alte Braune war der friedfertigste Mensch, den man sich nur denken konnte. Blut zu sehen war ihm unangenehm, und eine Schießwaffe hätte er nie in seinem Hause geduldet, aus Angst, daß sie einmal aus Versehen losgehen und Jemand verwunden könnte. Schießwaffen thäten das stets, behauptete er. Aber wenn er seinen Gästen die Granate vorführte, hätte man meinen können, er wäre der blutdürstigste Kriegermann. Daß er die Konstruktion der Granate auf's Genaueste studirt hatte, braudt wohl kaum gesagt zu werden. Und die Belagerung von Straßburg konnte er schildern, als ob er selbst mit dabei gewesen wäre. Er führte seine schauerlichen Zuhörer vom Ziehen des Belagerungsgürtels durch nächtliche Flammenmeere, durch gemeine, flüchtige und bölige Sappen, über Linnetten und Bastionen, durch die zerstörten Mauern, durch ausgebrannte Straßen, vorbei an botanischen Gärten wo Grab an Grab sich reihete, zur evangelischen St. Thomaskirche, wo die Deutschen Dankgottesdienste feierten, und zuletzt bis in den Münster, wo die Geschichte mit dem Finden der Granate endigte.

Während der Erzählung ging die berühmte Granate, die den Straßburger Münster zerstört hatte, von Hand zu Hand, und wenn sie die gehörige Bewunderung eingeerntet hatte, wanderte sie wieder auf ihren Ehrenplatz zurück zu ihrer alten Freundin, der Rotokouhr. Manchmal wurde sie aber auch von Rätchen, der einzigen Tochter des Hauses, ganz respektvoll in die Ecke gestellt. Es war einmal so, die junge Generation hat vor nichts mehr Achtung, und es wäre Rätchen Braune schon zuzutrauen gewesen, daß sie sogar dann dieselbe Rücksichtslosigkeit an den Tag gelegt hätte, wenn das Geschloß eine von jenen historischen Granaten gewesen wäre, die bei Gravelotte um König

Wilhelm gefaßt sind. Wo bist du hin, du gute alte Zeit! Vielleicht kommt es gar noch dahin, daß man die Könige und Fürsten auch nur als Menschen von gewöhnlichem Fleische und Blut ansieht; wenigstens bei Rätchen Braune lag der Verdacht nahe, daß sie von ihrem Hans und an ihn mehr dachte, als an ihren allerdurchlauchtigsten Landesfürsten.

Aber ehe wir von Rätchen's Hans reden, müssen wir uns ein wenig mit dem Statthalter beschäftigen, zu dem Kommerzienrath's gehörten. An zwei Abenden jeder Woche, Montag und Donnerstag, war Stabatend, und die Sitzung fand der Reihe nach in den Behausungen der zugehörigen Familien statt. Es waren selbstredend nur die Spitzen der Gesellschaft denen der Zutritt zu diesem exklusiven Zirkel gestattet war.

Außer Kommerzienrath's waren da vertreten der Herr Gymnasialdirektor und seine Gattin. Er war ein tüchtiger Schulmann und hatte das Windheimer Gymnasium, das unter dem früheren Direktor etwas verlottert war, wieder in die Höhe gebracht. Die Disziplin gab der militärischen beinahe nichts nach, und der leichtsinnige Primarier zitterte, wenn der Thron, wie sein Spottname lautete, das Klassenzimmer betrat. Gerechtfertigt war er, aber auch von rücksichtsloser Strenge gegen Faulheit und Leichtsin. Der einzige Mensch beinahe, vor dem er Respekt hatte, den alten Griechen Plato und ein paar ähnliche Ehrenmänner ausgenommen, war seine Frau, eine kleine hagere Person mit scharfer Stimme und spitzer Nase. Sie hielt die Zügel des Hausregiments straff, und manche ergötzliche Anekdote turtelte unter den Gymnasialisten, wie der gestrenge „Tyrannus dixer“ unter ihren energischen Händen weiches Wachs wurde. Im Statthalter war der Herr Direktor die Seele und höchste Autorität.

Ein eifriger Spieler war auch der Herr Oberpfarrer. Und warum sollte er auch nicht; es lasteten auf ihm so viele Amtsgeschäfte während des Tages, Berichte an die verschiedenen Behörden, Theilnahme an allen möglichen und unmöglichen Versammlungen, Schulinspektionen u. s. w. und er war so viel Schreierei und Ärger ausgelegt, daß er sich am Abend wohl einen erquickenden Stat gönnte durfte.

Auch der Postdirektor und der Bau- rath waren regelmäßige Theilnehmer am Stabatend. Der letztere war namentlich groß in „Leichenreden“, und oft hatten die Anderen schon wieder die Karten zum neuen Spiel fertig in der Hand, während er sich noch immer nicht zufrieden geben konnte und sich erregte über einen vermeintlichen oder wirklichen Fehler, den einer der Spieler verbrochen hatte. „Er hätte das zugeben müssen, und ich hätte in der Hinterhand gestochen und meine lange Nase gesteckt und dies gethan und das gethan.“ Aber wirklich unangenehm konnte er werden, wenn ihm selber Jemand einen Fehler nachweisen wollte. Dann kam es wohl vor, daß er voller Wuth die Karten wegwarf, seinen Hut nahm und fortließ. Am nächsten Stabatend war er jedoch pünktlich wieder zur Stelle.

Eines der jüngsten Mitglieder des Statthalter war Rätchen's Hans, oder um ihm seinen vollen Titel zu geben: Herr Referendar Dr. jur. Hans Schulze. Eigentlich berechtigte ihn weder seine gesellschaftliche Stellung noch sein Alter zu einem Plaze in dieser würdigen Gesellschaft; aber der alte liebenswürdige Amtsgerichtsrath, dessen Liebling er war, hatte ihn eingeführt und brachte ihn regelmäßig mit oder schickte ihn als seinen Stellvertreter, wenn ihn sein Rheumatismus zwang zu Hause zu bleiben. Um ihn nicht zu beleidigen, nahm man auch den jungen Mann gut auf, zumal dieser ein ausgezeichnete Spieler war.

Als er zum ersten Male bei Kommerzienrath's zum Stabatend war, hatte er Rätchen kennen gelernt, die zuweilen als dritter „Mann“ aushalf, wenn gerade einer fehlte. Ihr Vater behauptete freilich, daß sie gewöhnlich ihren Partner mit Reunen oder Sieben abspeise und dafür der Gegenpartei Zehn wimmle, und daß sie wieder Trümpfe noch Stiche zähle; aber Hans spielte besonders gern mit ihr. Die jungen Leute hatten sich fast beim erstenmal Sehen in einander verliebt. Sie hatten sich ihre Liebe gestanden und Rätchen hatte ihrem Hans nicht verhehlt, daß es schwere Kämpfe kosten würde, ihres Vaters Einwilligung zu erlangen.

Der alte Braune hatte einen gewissen Dünkel und Abneigung. Er hielt etwas auf seine Vorfahren, und nachdem seine beiden Jungen standesgemäß geheiratet hatten, wie er es nannte, wünschte er nun auch seine Tochter in einer hoffähigen Familie unter-

zubringen. Hoffähig aber war Hans Schulze's Familie ganz und gar nicht. Sein Vater war ein Kleinbauer, der sich nur so gerade durch's Leben durchschlagen konnte. Nie wäre ihm der Gedanke in den Kopf gekommen, daß sein Hans ein „Studirter“ werden könne. Schneider oder Schuster sollte der Junge werden, da er zum Bauer nun doch einmal nicht zu passen schien.

Da war der Pfarrer des Ortes auf den gedachten Jungen aufmerksam geworden, hatte mit den alten Schulze's gesprochen und sich vor der Hand erboten, ihrem Sohne Privatunterricht zu erteilen. Hans lernte fleißig und wurde, als er sich zur Aufnahmeprüfung auf dem Gymnasium meldete, so gleich in die Obertertia aufgenommen. Mit Hilfe von Stipendien und Privatunterricht an jüngere Mitschüler half er sich durch das Gymnasium und auf ähnliche Weise durch die Universität, bis er endlich sein Examen machte. Man war schon auf der Universität auf den strebsamen und talentvollen jungen Mann aufmerksam geworden und gab ihm nun Gelegenheit, stets in der Lage zu sein, seinen Unterhalt zu verdienen. Jetzt war er dem alten Gerichtsath in Windheim beigegeben worden und hatte sich, wie wir gesehen haben, in die Tochter des reichen Kommerzienrath's Braune verliebt, er, der arme Referendar mit nichts als einer ungewissen Zukunft vor sich.

Aber morgen ging er hin zum alten Kommerzienrath und hielt um die Hand seiner Tochter an. Das war er seiner Ehre schuldig. Mochte dann kommen was wolle. So tröstete er sich, als er wieder einmal zum Stabatend zu Kommerzienrath's ging.

Es war eine stattliche Versammlung heute, die meisten Mitglieder waren anwesend, draußen trachtete und knachte es vor Frost, aber desto molliger war es in der warmen Stube neben dem altmodischen Kachelofen, der von der danebenliegenden Stube aus, und durch eine kurze Mauer mit ihr verbunden war. Braune hatte eben einen kleinen Vortrag gehalten über den indirekten Briefschuß, der bei der Belagerung von Straßburg zum ersten Male praktische Verwendung gefunden hatte und dabei die Granate herumgehen lassen. Da fiel sein Blick auf die Uhr.

„Was, schon halb Neun, da wird's ja aber höchste Zeit, daß wir anfangen; bitte um Entschuldigung, meine Herrschaften, daß ich Sie so lange aufgehalten habe.“

Es fiel ihm nun nachträglich erst auf, daß der Oberpfarrer schon seit mindestens einer halben Stunde trampfhaft gemischt und abgehoben und abgehoben und gemischt hatte.

„Bitte, Rätchen, stelle schnell die Granate wieder weg.“

Rätchen stellte sie in der Ecke hinter den Ofen auf die Verbindungsmauer und bald war alles in eifriger Arbeit. Rätchen und Hans waren durch's Loos an denselben Tisch gekommen, allerdings nicht ohne Nachhilfe von Hans. Ein Glück war's nur, daß der dritte Mann der alte Amtsgerichtsrath war, der höchstens behaglich schmunzelte und sich nicht im Geringsten ereiferte, wenn die Unachtsamkeit der Beiden auch noch so feltame Böde schoß. Am Nebentisch ging's lebhaft zu. Da waren der Baurath, der Oberpfarrer, der Gymnasialdirektor und der Kommerzienrath zusammengekauert worden. Der Direktor konnte den Baurath nicht leiden wegen seiner Leichenreden, dem Oberpfarrer war er ein Greuel, weil er so entseßlich fluchte wie ein Unteroffizier.

An diesem Abend hatte der Baurath Pech, entseßliches Pech. Erstens bekam er überhaupt kein Spiel in die Hand, und wenn er doch eins bekam, ging ein Anderer höher; wenn er aber dennoch spielte, ging er sicher rum. Dazu mußte er noch die höhnenden Bemerkungen der Mitspieler mit in den Kauf nehmen. Raun that er den Mund auf: „Wenn ich noch den zweiten Buben gehabt hätte“ oder ein ähnliches. „Wenn“, so fielen mindestens zwei Andere ein: „Ja, wenn meine Großmutter Räder hätte etc.“ Und da soll der Mensch nicht einmal fluchen? „Himmeltreuz — Ach so! Bitte um Verzeihung, Herr Oberpfarrer.“

Aber endlich hatte er ein Spiel, das konnte ihn ein wenig herausreißen, ein Spiel mit Bier. Da konnte doch wohl keiner drüber. Aber sich ja nichts merken lassen. Mit seiner überbeigsten Miene forderte er den Oberpfarrer auf: „Sie reizen!“

„Reiz!“ begann dieser. „Dabei fangt's an.“ „Zwölf!“ „Ach das.“ „Ach Bierzehn!“ „Zwanzig?“ „Ja!“ „Zwei und Zwanzig?“ „Gerade noch!“

„Dann pass' ich!“ „Schon lahm gelaufen, Herr Oberpfarrer? Wollen Sie etwa noch etwas sagen, Herr Direktor?“

„Na, dreißig will ich mal sagen.“ „Hab' ich selbst.“ „Dann Bierzig.“

Der Baurath war noch sehr siegesgewiß: „Bierzig ist's?“ „Ach Fünfzig?“

Es wurde ihm schon unheimlich, aber noch konnte er's aushalten.

„Sechzig?“

Auch das hatte er noch, er zitterte schon vor Wuth; er wußte ja nun schon ziemlich gewiß, daß er sein Spiel nicht behielt. Und als der Direktor nun mit dem unschuldigen Gesicht „Fünf und Sechzig“ antwortete, da schleuderte er erobert die Karten auf den Tisch: „Da soll doch gleich ein Don —!“

Bumm!!! ging's da auf einmal, als ob eine Kanone im Zimmer losgeschossen würde, und ein Klirren wie von zerbrochenem Glas folgte. Sämtliche Lampen erloschen und pechschwarze Nacht umgab die entseßten Spieler, die sich in der Finsternis taum zu rühren wagten.

In der Dienstbotenstube hatte man den Knall auch gehört und bald erschien Marie auf der Schwelle, die brennende Lampe in der Hand. Was der Gesellschaft zuerst in die Augen fiel, war Rätchen, die Zuspätkommen des Bräutigams hatte, der sie zu trösten versuchte. Die Beiden schienen ihre Umgebung ganz vergessen zu haben und sahen auch nicht, wie der Kommerzienrath, der unter den Tisch getarnt war, mühsam aus seinem Versteck wieder emportauchte. Endlich wurden sie sich über ihre Situation klar. Und da faßte Hans einen verzweifellen Entschluß. Angesichts der ganzen Gesellschaft trat er mit dem eröthenden Rätchen an der Hand vor den Kommerzienrath, der aussah, als möchte er am liebsten sofort wieder unter den Tisch kriechen und hielt in aller Form um die Hand seiner Tochter an. Athemlose Spannung! Die Explosion war beinahe ganz vergessen. Selbst der Direktor, der seine Karten noch trampfhaft in der Hand hielt, um ja nicht um seinen „Grand ohne Biere“ zu kommen, schielte herüber.

„Was wollte der alte Braune thun? Alle hatten gesehen, wie seine Rätchen mit dem jungen Manne einig war. Sollte er sich und seine Familie all dem unausbleiblichen Klatsch aussetzen? Sollte er seinem Stolz das Herzensglück seiner Tochter zum Opfer bringen? Sollte er einen gebildeten jungen Mann nicht als Schmeichelsohn annehmen wollen, bloß weil derselbe von niedriger Herkunft war? Das war doch schließlich das Einzige, was er gegen die Parthei einzuwenden hatte. So warf er denn seinen Stolz über Bord und erteilte mit möglichst guter Miene und würdevoller Haltung seinen väterlichen Segen.“

Aber die Explosion? Wie war die entstanden? Ganz aufgeklärt konnte sie nicht werden. Wahrscheinlich war in der Granate die Ladung nicht gänzlich entfernt worden. In der großen Hitze hatte sich der Pulverdrückstand entzündet und ein Stück von dem Geschloß abgesprengt. Durch den starken Luftdruck waren die Lampen ausgelöscht worden, einige Fensterhebel waren zertrümmert, und das abgesprengte Stück der Granate, ebenso respektlos wie Rätchen's Braune, war auf die Rotokouhr gefallen und hatte die Glasglocke zerklüftet.

„Das Alte führt, es ändern sich die Zeiten, und neues Leben blüht aus den Ruinen“, deklamirte der Oberpfarrer, der mit Vorliebe citirte.

„Und nun, meine Herrschaften, lassen Sie uns in's Speisezimmer gehen und eine Borsle improvisiren zur Verlobungsfeier von Rätchen's Braune und Dr. Hans Schulze.“ schlug der Kommerzienrath vor.

„Und mein Grand ohne Biere?“ fragte der Direktor, der noch immer am Tische saß und mit seinen Karten liebäugelte.

Edelmuth der Buren,

In englischen und englisch-amerikanischen Zeitungen wurde gerade in den allerletzten Tagen wieder über „Härte und Grausamkeit“ der Buren geschimpft und getobt. Warum? Weil einer der gefangenen englischen Verschwörer, Fred. Grey, sich im Gefängnis zu Pretoria in einem Wahnsinnsanfall mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten hat. Aber was können dafür die Buren? In dem Berichte, welcher diesen Selbstmord meldet, wird gesagt, daß zu derselben Zeit wieder zwei Gefangene wegen Kränklichkeit gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt wurden. Die Schuld am Tode Grey's lastet wahrlich nicht auf den

Buren, sondern auf denen, welche ihn zur Theilnahme an der schändlichen Verschönerung verleiteten!

Englische und leider auch englisch-amerikanische Lämmer machten sich Monate lang ein Geschäft daraus, die Buren als rohe, harte Kerle zu beschreiben. Seither hat aber die Welt eine Menge Beweise dafür erhalten, daß in diesen holländischen und niederdeutschen Afrikanern, auch in den niedersten derselben, ein humaner edler Sinn herrscht. Davon erhält man jetzt einen neuen Beweis.

Die Freibeuter-Bande, welche unter Dr. Jameson in die Südafrikanische Republik einbrach, bestand bekanntlich zum großen Theile aus Engländern der vornehmsten Art. Darunter befand sich auch ein militärischer Sprößling des alten englischen Grafenhauses Coventry. Das Weitere erzählt der Leser aus folgendem Briefe, welchen der Earl of Coventry von seinem Siege Groome Court in England aus an Präsident Krüger gerichtet hat:

„Euer Gnaden! Unter Gottes Schutz ist nun mein Sohn, der Major E. J. Coventry, hier eingetroffen. Er lag mehrere Wochen als Verwundeter im Krankenhaus von Krügersdorp und spricht mit größter Dankbarkeit von der Güte und Aufmerksamkeit Ihrer Leute. Sobald das Gefecht vorbei war, haben sich dieselben in der That als edelmüthige Feinde bewiesen. Und mein geliebter Sohn ist von ihnen so liebevoll und zart behandelt worden, als ob er zu Hause bei seinen Eltern gewesen wäre. Lady Coventry und ich erlauben uns daher, Eure Gnaden hiermit zu ersuchen, für Ihre Landleute unseren innigsten Dank entgegenzunehmen für alle die große Güte, die unserm Sohne erwiesen wurde. Niemals — dessen seien Sie versichert — wird die Erinnerung daran aus unserem Gedächtnisse schwinden. Sollten Euer Gnaden England besuchen, so hoffen wir Ihnen persönlich danken zu können.“

Das Haus Coventry schuldet aber den Buren nicht nur Dank für die humane Verpflegung seines Sprößlings, sondern auch dafür, daß sie auf jede Verletzung derselben von ihrer Seite verzichteten und es England überließen, ihn wegen seiner Theilnahme an dem schändlichen Freibeuterzuge zur Rechenschaft zu ziehen.

Und welche Grosmuth übt Präsident Krüger, indem er die tüchtigen Verschwörer und Hochverräther von Johannesburg zu verhältnismäßig für sie so leichter Buße begnadigt!

Ameisen und Gummi Arabicum.

„Gummi arabicum“ wird vorzugsweise auf dem afrikanischen Festlande gewonnen, den Namen „Arabicum“ erklärt man sehr einfach dadurch, daß dieses Erzeugniß früher nach den arabischen Häfen verschifft wurde. Am meisten theilhaftig an der Gummierzugung sind die ostafrikanischen Steppenländer, die Gebiete des oberen Nil und verschiedene größere Stromgebiete. Während der Trockenzeit lassen verschiedene baumartige Akazien das Gummi bald in wallnuß- bis faustgroßen Kugeln bald in langen, bernstein-gelben Zapfen austreten, ungefähr so, wie es gelegentlich unsere Kirsche und Apfelsinenpalme zu thun pflegen. Das Einsammeln geschieht durch arme Eingeborene, die Waare wird in Säcken verpackt, auf dem Rücken der Kameele nach dem nächsten Küstenplatze und durch europäische Dampfer weiter befördert.

Vielleicht die Hälfte des in Ostafrika gewonnenen Gummi stammt von der Saffar-Akazie, welche Schweinfurth unter dem wissenschaftlichen Namen „Acacia fistula“ beschrieb. Der dünne, mit glatter, grügelber Rinde überkleidete Stamm erhebt sich zu einer Höhe von 7—8 Metern, ist im Gegen-satz zu anderen Akazien gar nicht oder nur wenig getheilt und läßt ziemlich rechtwinklig biegsame, lodere Zweige abgehen, welche mit fingerlangen, elfenbeinweißen Dornen besetzt sind. Die Saffar-Akazie gedeiht nur an Standorten mit genügender Bodenfeuchtigkeit. In den Galeriewäldern längs der Flüsse und Ströme bildet sich neben Dulanpalmen und Tamarisken ausgedehnte Bestände, tritt aber nicht selten in die offene Steppe über, um bald kleinere Gruppen, bald eigentliche Waldpartien zu bilden. Während sonst die ostafrikanischen Wälder von dem betäubenden Lärm einer bunten und vielgestaltigen Vogelwelt erfüllt sind, herrscht hier lautlose Stille; die Weidethiere vermeiden die genannte Akazie ängstlich — nur der schwarze Ameisenhaufen macht sich darin zu schaffen, indem er mit seiner langen Lanze die Gummizapfen ansticht und herunterholt. Die Erklärung dieser auffallen-

den Erscheinung ist sehr einfach. Jede Akazie beherbergt regelmäßig eine Truppe schwarzer Ameisen, die nach Tausenden zählt. Diese Ameisen, führen sich diese Thiere auf jeden Angreifer, um ihn mit ihren Bissen zu belästigen und zu verwunden. Es ist gleichsam eine Meute zur Vertheidigung, welche die Akazie in ihren Dienst genommen, und die dabei gut gedeiht. So allein wird erklärlich, daß dieser Baum in nächster Nähe der menschlichen Ansiedlungen sich behauptet, wo sonst Ziegen, Schafe und Kameele alles Erreichbare abweiden — alle diese Geschöpfe wissen aus Erfahrung, daß sie so geschützte Gummialazie ein „Noli me tangere“ bedeutet. Es leuchtet ein, daß die bissigen Ameisen dem Menschen einen großen Dienst erweisen; sie erhalten mit der Akazie auch ihr werthvolles Erzeugniß. Wohl Wenige denken daran, wenn sie einen Briefumschlag sorgfältig verschließen, daß die Wahrung des Briefgeheimnisses in letzter Linie durch die Ameisen ermöglicht wird.

Ein endjahrhundertliches Vergnügen.

Die neueste Verriethheit, die Paris beschäftigt ist nach der „Voss. Ztg.“ das Unternehmen eines gewissen Durand, der sich im Zustande des Gehängtheins zur Schau stellt und in diesem Zustande dreizehn Tage und Nächte angeblich ohne Unterbrechung ausharren will. Dieser Durand war früher Anstreicher-geselle in Paris. An schwerer Syphilis leidend, pflegte er mitten in seiner Arbeit plötzlich in kataleptische schlafähnliche Zustände zu verfallen und tagelang zu schlafen. Er kam auf den richtigen Hysteriker-Gedanken, aus seiner Nerventranke Kapital zu schlagen. Er unternahm es, in einem Pariser Vergnügungsort 28 Tage lang unbeweglich auf einer Stäule zu stehen, und er führte, von einer wirksamen Auto-Suggestion unterstützt, diesen Voratz auch aus. Dieses Kraftstück hatte angeblich die seltsame Folge, Durand's Körperlänge um voll 5 Centimeter zu vermindern. Die Verleinerung seiner Gestalt ärgerte Durand, und um seine frühere Größe wieder zu erlangen, verfiel er auf den Einfall, sich für die Zeitdauer von 13 Tagen aufhängen zu lassen. Zum Schauplatz dieser neuen Heldenthat wählte er ein Fingerringel von Montmartre. In einem Raume, der durch einen grünen Vorhang vom allgemeinen Saale getrennt ist, baumelte der Kerl thafschalich an einem Strid, der an einem Haken der Decke befestigt ist. Natürlich ist die Schleife ihm nicht um den Hals gelegt, da er sonst von den 13 Tagen der Prüfung nicht 13 Sekunden überlebt hätte, sondern sie ist ihm hinter Kinn und Hinterhaupt geführt, wahrscheinlich mit unterstühenden Schleifen unter den Armen, obgleich diese nicht deutlich sichtbar sind. Der Raum ist nämlich in ein günstiges Halbdunkel gehüllt, theils um den Anblick schauerlicher zu machen, theils um kleine Krämpfe zu verbergen. Das Hängeverfahren ist in der Heilkunde nicht unbekannt. Man hängt Kinder bei Verkrümmungen der Wirbelsäule, um ihnen einen Gipspanzer um den Oberleib zu legen, man hängt bis von drei Jahren häufig Rückenmarkslende, was aber jetzt wieder in Abnahme gekommen ist. Allein es handelte sich immer nur um eine ganze kurze Zeit, und über die Wirkungen dreizehntägigen Hängens auf den Organismus fehlt es an allen Erfahrungen. Angeblich halten zwei Ärzte fortwährend bei Durand Wache. Er nimmt nichts zu sich als einen unbekannten braunen Trank, wahrscheinlich eine Opiumtinktur in Wein. In der Nacht wird zeitweilig eine Leiter herangerückt, auf die er seine Füße stützt, um ein wenig vom Hängen auszuruhen, losgehakt soll er jedoch nicht werden. Die Musik die aus dem Hauptsaale zu ihm bringt, scheint bei ihm Bewegungskräfte auszulösen, die er nicht hemmen kann. Wenigstens sieht man manchmal seine Gliedmaßen zum Rhythmus der Musik zuden. Der Anblick, den der Mensch an seinem Stride, mit geschlossenen Augen, geöffneten Lippen, fahlem Galgenesicht und häufig zappelnden Beinen in dem beschatteten Saale bietet, ist abschreckend. Aber die Pariser finden ihn reizvoll und strömen in hellen Haufen in das clericsche Fingerringel, um sich gegen geringes Eintrittsgeld ein wohniges Gruseln zu verschaffen.

Auf Abschied.

Lieutenant: „Ich komme heute, Sie um die Hand ihrer Tochter zu bitten, Herr Kommerzienrath!“

Bankier (im Hauptbuch ein Conto aufschreibend): „Zum größten Theil haben Sie sie aber schon, Herr Baron!“